STANDPUNKT

SCHRIFTENREIHE DES
EVANGELISCHEN BUNDES
ÖSTERREICH

Junge Theologie

Einblicke in die Arbeiten
junger Forscher*innen an der
Evangelisch-Theologischen Fakultät Wien

EVANGELISCHER
BUND
ÖSTERREICH

HEFT 248/2022

Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes!

Die Mühen des Forschens sind jedem, der es einmal versucht hat, nur zu gut bekannt. Forschen kann mühsam sein, ermüdend, mit wenig Fortschritt. Aber Forschen kann auch faszinierend sein, das Abenteuer um die nächste Ecke.

Forschung basiert auf der Faszination des neuen Blicks, man muss zum Erkannten stehen und es sofort wieder in Frage stellen. Man entdeckt Neues, nichts muss in Denken und Gestalten bleiben, wie es war. Auch in der theologischen Forschung, die christliche Traditionen den Realitäten unserer Gegenwart aussetzt. Und es geht im theologischen Forschen auch wirklich um uns, um unsere Zukunft in dieser Welt.

Eines der Anliegen des Evangelischen Bundes in Österreich ist es, diese junge Forschung zu unterstützen. Einerseits mit finanzieller Förderung, dank Ihrer Hilfe, andererseits mit der Vorstellung der Arbeiten in den „Standpunkt"-Heften, wie es in der vor Ihnen liegenden Ausgabe geschieht. Drei junge FoscherInnen der Evangelisch-Theologischen Fakultät Wien stellen ihre Arbeiten in Kurzbeiträgen vor. Als aktuelle Ergänzung bringen wir in diesem „Standpunkt" einen Beitrag mit dem Titel „Schlaglichter zur militärethischen Entwicklung".

Lassen Sie sich anstecken von der Faszination der Forschung!

Das wünscht Ihre/eure

Pfarrerin Dr. Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

Seid fruchtbar und mehret euch ... nicht –
Gebietet eine christliche Sozialethik, Kinder in die Welt zu setzen? 3
von Jonas Simmerlein

Woran arbeiten junge Forscherinnen und Forscher im Bereich
des Neuen Testaments? 8
von Jason Valdez und Milena Heussler

Junge Theologie in Europa –
Neuer Wein in alte Schläuche?! 13
von Marcus Hütter

Schlaglichter zur militärethischen Entwicklung 20
von Karl-Reinhart Trauner

Hinweis: Das neue *focus*-Heft der GEKE 24

Nachrichten über den Protestantismus 26

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 059 1517 950. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,–; Jahresabonnement € 7,–; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

Seid fruchtbar und mehret euch … nicht

Gebietet eine christliche Sozialethik, Kinder in die Welt zu setzen?

von Jonas Simmerlein

„Neulich sprach ich über den demografischen Winter, den wir heute erleben, dass die Menschen keine Kinder haben wollen, oder zumindest ein Kind und nicht mehr. Und viele, viele Paare haben keine Kinder, weil sie nicht wollen, oder sie haben eines und nicht mehr – aber sie haben zwei Hunde, zwei Katzen. Hunde und Katzen ersetzen Kinder." (*orf.at* 2022) So spricht Papst Franziskus aus Rom. Die öffentliche Kritik, dass hier ein kinderloser Berufssingle Familien belehrt, wie sie ihr Leben zu führen haben, folgte prompt. Doch auch aus der evangelischen Sozialethik kennt man das Verdikt. Wolfgang Huber, selbst Vater, zeigt sich bei dem Thema außergewöhnlich normativ: „Die allererste Pflicht der jetzt Lebenden besteht darin, dass eine nächste Generation ins Leben treten kann" (Huber 2012, 13). Verpflichten will auch der Papst, denn nicht nur bedauert er die Kinderlosigkeit um der Paare willen, die ohne Nachwuchs leben und dadurch geistig wie „real" verkümmern, er hält es auch für eine Pflicht gegenüber der Gesellschaft und dem Vaterland, Kinder statt Kleintiere großzuziehen. Man kommt nicht umhin zu erschrecken, wann immer die Aufforderung sich zu mehren in einem Atemzug mit der Pflicht und dem Vaterland genannt wird, ist das doch sonst eher der Jargon der Diktatur, die eine Armee ausheben möchte. Aus Sicht der Demographie ist eine Überalterung der Gesellschaft unbestritten ein eminentes Problem. Auch die Rentenkassen ächzen schon, doch ist das ein Argument, das man von Theolog:innen erwarten darf? Wohl kaum!

Ist es das Gebot der Stunde für Christ:innen, Kinder in die Welt zu setzen? Die Antwort fällt weniger leicht, als das der augenscheinliche Kon-

sens vermuten lässt. Gerne und intuitiv verweist man in christlichen Kreisen auf den Mehrungsauftrag, der sich eigentlich mehr als eine Mehrungsliturgie ausmacht, bedenkt man, dass Gott fünfmal in den ersten neun Kapiteln der Bibel dazu auffordert, fruchtbar zu sein und sich zu mehren. Auffällig ist dabei zweierlei: Der Auftrag geht nicht vornehmlich an den Menschen. Bei seinem Schöpfungsakt trägt Gott zuerst der Tierwelt auf sich zu mehren (Gen 1,22), und auch beim Bundesschluss mit Noah spricht Gott zunächst die Tiere an (Gen 8,17). Luther übersetzt etwas freimütig: „Seid fruchtbar und mehret euch und reget euch auf Erden, dass euer viel darauf werden."

Ist dies der Auftrag, so hat ihn die Menschheit ohne Zweifel erfüllt, denn unserer sind viele darauf geworden. Selbst wenn man näher am Text bleibt, ist der Auftrag unmissverständlich, die Erde mit menschlichem und tierischem Leben zu füllen. Bei einer Weltbevölkerung von beinahe acht Milliarden Menschen scheint die Sorge unbegründet, man müsse um Gottes willen noch persönlich einige dazustellen. Nimmt man dagegen in den Blick, dass auch (Haus-) Tiere sich mehren sollen, kann sich der Mensch nicht brüsten, sonderlich gut darin gewesen zu sein, für deren Gedeih zu sorgen. Im Sinne der Schöpfung lässt sich schwerlich behaupten, dass ihr mehr Menschen guttun würden.

Die christliche Tradition ist per se keine kinderfreundliche. Das illustriert nicht nur der römische Klerus, sondern schon Gründungsfiguren wie Jesus und Paulus, die, soweit wir wissen, kinderlos blieben. Auch nimmt abgesehen von der egoistischen Sorge der unfruchtbaren Erzeltern (Gen 17) und der nachexilischen Kultgemeinde (Neh 13,23-28) die individuelle Frage der Nachkommenschaft keinen moralischen Rang in der Bibel ein. Die frühe Christenheit lebte in Erwartung des nahenden Christus vornehmlich ehe- und kinderlos. Wieso auch Kinder zeugen, wenn der Untergang unmittelbar vor der Tür steht? Eine Frage, die heute erstaunliche Brisanz gewonnen hat.

Diese Brisanz beschreiben auch Denker:innen, die man dem *Antinatalismus* zuordnet. Wie Jeremia (Jer 20,14) beklagte schon Arthur Schopenhauer die Abscheu vor der jammervollen Welt und stellt die Frage in den Raum, ob es nicht besser wäre, nicht geboren zu werden. Wir leben, so Schopenhauer, in einer Welt, in die Kinder zu setzen ein Ausdruck der Kapitulation des Menschen vor seinem kreatürlichen Wesen sei. Gebietet also die Vernunft, kinderlos zu bleiben, und dem natürlichen Drang der Vermehrung Widerstand zu leisten?

Zumindest ist es kein Akt der Liebe an unseren Kindern, wenn wir sie in diese Welt setzen, sagt der analytische Philosoph David Benatar. Jedes Leben, so sein Argument, ist leidvoll – und die äußeren Umstände verschieben sich aktuell jedes Jahr zum Schlechteren. Mancher mag sich angesichts des unbeschreiblichen Leids anderswo noch einreden, er führe ein gutes Leben, doch seien wir ehrlich: Beruht nicht ein Großteil unserer Dankbarkeit darauf, dass wir sehen, wie viel schlechter es anderen geht und uns gehen könnte? Keinem Leben bleibt der Schmerz erspart. Selbst ein imaginierter Mensch, der das Leid am eigenen Leib und am Leib geliebter Menschen vermeiden könnte, würde irgendwann damit konfrontiert, sterben zu müssen, obwohl er doch lieber noch leben würde. Benatar votiert damit auch gegen den Suizid, denn wenn man erst einmal dazu verdammt ist, dieses Leben zu leben, ist es fast immer ratsamer, es nicht wieder zu unterlassen. Das Kind ist also schon in dem Moment in den Brunnen gefallen, in dem es seinen ersten Atemzug macht. Wenn es moralisch geboten ist, Leid zu verhindern, ist es moralisch verwerflich, neue Kinder in dieses Leben zu setzen.

Warum aber setzen wir Kinder in eine Welt, wenn wir doch wissen, dass sie darin leiden werden? Benatars Begründung ist ähnlich düster wie seine Diagnose zu unserer Lebenswelt: Es ist Egoismus oder Fahrlässigkeit. Fahrlässigkeit ist ethisch nicht relevant, wohl aber die egoistische Entscheidung, unsere Kinder in eine leidvolle Existenz zu setzen. Da Kinder größtes Glück versprechen, wir aber in einer leidvollen Welt leben, sind unsere Kinder ein Trost. Wir erkaufen uns Linderung um den Preis des Leidens unserer Kinder. Er hat Verständnis dafür, dass wir uns in einer leidvollen, sinnlosen Welt an unsere Kinder klammern. Auch wenn wir zugleich unsere Eltern verfluchen müssen in dem Wissen, dass wir unseren Kindern das Gleiche antun werden wie sie vormals uns. Benatars Kritik ist harsch, mag manchen überzogen klingen, doch zumindest weist er auf einen entscheidenden Punkt hin: Denken wir wirklich zuerst an unsere Kinder, wenn wir sie zeugen, oder denken wir nicht vielmehr an uns selbst? Wenn Papst Franziskus impliziert, dass Menschen aus Egoismus keine Kinder kriegen, lässt sich entgegenhalten, ob nicht dem Kinderkriegen auch egoistische Motive unterliegen.

Ganz im Gegenteil, sagt Ernest Partridge. Er hält das Mitgefühl mit kommenden Generationen für eine notwendige Bedingung gelingenden Lebens. Wer sich nur um sich selbst kümmert, sei es um das eigene Glück oder Leid, lebt in einer engen Welt. Ein solcher Mensch ist entfremdet von sich selbst, denn was nichts mit ihm zu tun hat, muss ihn kalt und unberührt lassen. Den

Grund, warum wir uns sogar um Menschen sorgen, denen wir niemals begegnen werden, deren Leben sich weit nach unserem ereignet, sieht er in der überkommenen Kultur, die Zeugnis dafür gibt, wie vergangenes Leben unser Leben tangiert und bestenfalls bereichert. In der gleichen Weise wie wir über Kultur und Tradition mit vergangenen Leben ins Gespräch kommen, wollen wir uns selbst als Schöpfende und nicht nur als Empfangende von Kultur erfahren. Im Paradox der Moral, dass wir uns dann am wohlsten fühlen, wenn andere und nicht primär wir selbst die Früchte unseres Handelns ernten, transzendieren wir unser Leben, da wir in der Lage sind, die Zukunft der Welt nach unserem Tod zu imaginieren, und fangen so erst wirklich an zu leben.

Die berühmte politische Theoretikerin (und Theologin) Hannah Arendt beschreibt zwei Bedingungen menschlichen Lebens: Wir müssen sterben und wir müssen geboren werden. Als diejenigen, die wir bereits hier sind, haben wir Sorge zu tragen, „daß das Leben und die Welt dem ständigen Zufluß von Neuankömmlingen, die als Fremdlinge in sie hineingeboren werden, gewachsen und auf ihn vorbereitet bleibt. […] Der Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt, kann sich in der Welt nur darum zur Geltung bringen, weil dem Neuankömmling die Fähigkeit zukommt, selbst einen neuen Anfang zu machen.“ (Arendt 2020, 25)

Hannah Arendt sagt, wir schulden es unseren Nachkommen, ihnen eine Welt zu hinterlassen, in der sie einen Neuanfang wagen können, weil wir selbst mit einer solchen Welt empfangen wurden. Ernest Partridge ergänzt, wir schulden es uns sogar selbst. Denn wir können unser Leben nur dann genießen und als sinnvoll erachten, wenn wir es für andere leben, die nach uns kommen werden.

Als die, die bereits hier sind, haben wir eine Verantwortung oder, wie es Papst Franziskus schärfer formuliert, eine Pflicht, den Neuankömmlingen gegenüber. Es werden weiter Neuankömmlinge unsere Welt bevölkern, und die christliche Tradition schärft uns ein, die Schöpfung um Gottes Willen zu bewahren. Ein Auftrag an den Einzelnen, sich lieber um seine eigenen Kinder zu kümmern als um die Kinder anderer oder die Tiere dieser Welt, lässt sich aus dem Gesagten jedoch nicht ableiten. Denn Sorge hat in der Praxis viele Gesichter: Manche werden ihre Eltern pflegen, auch das ist bekanntlich biblisch, viele lehren und hüten Kinder anderer Menschen oder setzen sich für den Schutz unserer Natur ein. Auch der Papst, das sei ihm zugestanden, ruft auf, anderer Leute Kinder zu bewahren: „Wenn ihr keine Kinder bekom-

men könnt, denkt über eine Adoption nach.“ (ORF.at 2022) Allein, warum die löbliche Pflege und Beziehung zu Hauskatzen und Hunden nicht ebenfalls gewürdigt wird, bleibt unklar. Denn auch wenn diese weder in den Schöpfungsberichten noch auf der Arche namentlich erwähnt werden, besteht doch theologisch kein Zweifel daran: Auch Haustiere fallen unter unsere Verantwortung für die Schöpfung.

Quellen:
Arendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München 2020.
Benatar, David: Why It Is Better Never to Come into Existence. In: American Philosophical Quarterly 34 (1997).
Benatar, David: The Wrong of Wrongful Life. In: American Philosophical Quarterly 37 (2000).
Huber, Wolfgang: Generationengerechtigkeit. Über die Pflichten gegenüber kommenden Generationen. In: Mercator-Professur 2012 Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber. Hrsg. von Ulrich Radtke. Duisburg 2012.
Papst-Kritik: „Hunde ersetzen Kinder“. In: *orf.at* (5. Jänner 2022). https://religion.orf.at/stories/3210760/
Partridge, Ernest: Why Care about the Future? In: Responsibilities to future generations. Hrsg. von Ernest Partridge. Buffalo, N.Y. 1981.
Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung. Köln 2009.

Zum Autor:
Jonas Simmerlein, Mag. theol., Studium der Evangelischen Theologie, Philosophie und Germanistik; Assistent am Institut für Praktische Theologie und Religionspsychologie in Wien; schreibt seine Dissertation über den Diskurs zum „Sinn des Lebens“.

Woran arbeiten junge Forscherinnen und Forscher im Bereich des neuen Testaments?

von Jason Valdez und Milena Heussler

Im Bereich des Neuen Testaments an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Wien sind derzeit mehrere Dissertationen und Habilitationen im Entstehen.

Bevor Jason Valdez und Milena Heussler ihre Forschung etwas breiter darstellen, sollen die anderen Arbeiten kurz genannt werden: G. King beschäftigt sich mit der wechselseitigen Beeinflussung von Johannesevangelium und synoptischen Evangelien in den Handschriften des 2. bis 4. Jhds. Im Zentrum von D. Okawas Untersuchung steht die Frage, wie jene Aussagen zu verstehen sind, in denen im Neuen Testament etwas „umsonst" im Sinne von „gratis" geschieht: Die Rechtfertigung (Röm 3,24), die Verkündigung des Paulus (u.a. 1Kor 9) oder auch das Geschenk des Lebens im neuen Jerusalem (Offb 21,6). Mit den Eucharistiegebeten in den Johannesakten, einer Schrift des späten 2. Jhds., beschäftigt sich J. Paschke (Brüssel) für seine Habilitation. V. Alikin (St. Petersburg), dessen Dissertation von den Formen gemeinschaftlicher Religiosität handelte, widmet sich dem Thema gelebter Religiosität im frühen Christentum nun unter der Perspektive der Privatheit. A. Doole (Innsbruck) untersucht den Gebrauch der 1. Person Plural in den Paulusbriefen, was neue Ansätze zum Selbstverständnis des Paulus eröffnen wird. Im Rahmen eines FWF-Forschungsprojekts arbeitet J. Ogerau (Wien) an einer Kommentierung des 1. Thessalonicherbriefs vor dem Hintergrund antiker Inschriften, ein bisher völlig vernachlässigter Bereich des griechischen Kontextes des Apostels Paulus und seiner Gemeinden.

Paulus und die Frage nach dem Gesetz (Jason Valdez)

Seit Ende des Zweiten Weltkriegs sieht sich die ökumenische Theologie neben der Frage nach der Einheit der Kirchen mit dem Auseinandertreten von Kirche und dem Gottesvolk Israel im Laufe der ersten vier Jahrhunderte konfrontiert. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Frage nach dem Verhältnis des Paulus zum jüdischen Gesetz.

In seinen Briefen an die Galater und die Römer entwickelt Paulus seine Ansichten zur Rechtfertigung durch den Glauben. Die traditionelle evangelische Auslegung dieser Lehre hat allerdings eine antijüdische Schattenseite, die für das jüdische Volk katastrophale Folgen hatte. Ihr liegt eine Karikatur des Judentums als freudlose, partikularistische, gesetzliche Leistungsreligion zugrunde. Erst ab den 1960er Jahren wurden diese bis dahin unhinterfragten Ansichten zunehmend problematisiert. Mit seinem 1977 ursprünglich in englischer Sprache veröffentlichten Buch *Paulus und das palästinische Judentum (Göttingen 1985)*, zeigt E.P. Sanders anhand einer Vielzahl frühjüdischer Quellen, dass bei aller Vielfalt das Selbstverständnis der frühjüdischen Religion grundsätzlich auf Gottes erwählender Gnade beruhte, die auch Bund und Gesetz einschlossen.

Schon vor Sanders wies K. Stendahl *(Der Jude Paulus und wir Heiden, München 1978)* darauf hin, dass die Hinwendung des Paulus keine Bekehrung zum Christusglauben war. Zwar stellte sein visionäres Christuserlebnis die Welt des Paulus auf den Kopf, doch handelte es sich nicht um eine Bekehrung zu einer neuen Religion. In Anknüpfung an die prophetische Tradition (Gal 1,15; Jes 49,1) beschreibt er seine neue Welt- und Gottessicht vielmehr als eine *Berufung*.

Die Theologie des Paulus wird u.a. von J.D.G. Dunn und N.T. Wright im historischen Kontext seiner Verkündigung an die Völker verortet. Paulus bekämpfte nicht die religiöse Haltung einer Werkgerechtigkeit des Judentums, vielmehr wandte er sich gegen nationalistischen bzw. ethnozentrischen Partikularismus: Das Volk Israel sollte durch bestimmte Identitätsmerkmale – die Paulus als „Werke des Gesetzes“ bezeichnet (die Einhaltung von Speisevorschriften, Sabbatobservanz, Beschneidung) – von anderen Völkern dauerhaft abgegrenzt bleiben. Für Paulus hingegen habe nur der Glaube an Jesus Christus als alleiniges Identitätsmerkmal des einen Gottesvolkes gegolten, welches nunmehr aus Juden und Nicht-Juden bestand. Kritiker und Kritikerinnen der „neuen Perspektive“ wenden gegen diese Deutung ein, dass es auch hier letzt-

lich noch nicht gelungen sei, sich von einer negativen und theologisch voreingenommenen Abwertung des frühen Judentums zu lösen.

Sie rufen daher zur Radikalisierung der „neuen Perspektive“ auf: Paulus sei auch noch als Völkerapostel praktizierender Jude geblieben. Er habe sich nie vom Judentum distanziert oder dieses gar von innen her bemängelt. Die negative Rhetorik über das Gesetz ziele nur darauf ab, Nicht-Juden davon abzuhalten, Juden zu werden. Die Völker seien Paulus zufolge *gerade als Nicht-Juden* zum Glauben an den Gott Israels gerufen, in Erfüllung der alttestamentlichen Verheißung einer endzeitlichen Hinwendung aller Völker zum Gott Israels. Der Bund und das Gesetz seien hingegen vollkommen ausreichend für das Heil Israels. In Ermangelung des Gesetzes seien es nur *die Völker*, die Rechtfertigung durch den Glauben an Christus bräuchten. Kritisch eingewandt wurde gegen diese Ansicht u.a., dass Paulus den Christusglauben als notwendige Heilsbedingung auch für seine Volksgenossen behauptet (vgl. z.B. Röm 1,16: „den Juden zuerst“).

Auf diesen Grundlagen aufbauend untersuche ich einen bisher nicht ausreichend gewürdigten Abschnitt des Römerbriefes, das 8. Kapitel, in dem Paulus seine Ausführungen zusammenfasst. Hier begegnen alle zentralen Begriffe wie Gesetz, Sünde, Fleisch, Geist, Leben und Tod in einer komprimierten Form, die Einblicke in die Anthropologie und die Soteriologie gewährt. Dieses Kapitel als Teil einer Verarbeitung jüdischer Tradition und zeitgenössischer Philosophie zu verstehen, wird, so lautet die These, neue Einblicke in das Denken des Paulus eröffnen.

Dis/ability und Exorzismen (Milena Heussler)

Der Ursprung der Dis/ability Studies

Ich beschäftige mich in meiner Arbeit mit der Forschungsperspektive der Dis/ability Studies und inwiefern diese produktiv mit den Anliegen der neutestamentlichen Wissenschaft verknüpft werden kann. Die Dis/ability Studies kommen aus dem Kampf von behinderten Menschen um ihre gesellschaftliche Inklusion und formierten sich ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wobei zunächst vor allem sozialwissenschaftliche Fragestellungen im Fokus standen: Welche sozialen Mechanismen und Prozesse führen dazu, dass Menschen mit Behinderung nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen

können, sei es nun durch Barrieren im räumlichen Sinne, durch nicht vorhandene Rampen oder Leitsysteme, oder im sozialen Bereich, durch fehlenden Zugang zu Ausbildungen und Arbeitswelt?

Hinterfragen der Kategorien „Behinderung“ und „Normalität“ ...

In den geisteswissenschaftlichen Fächern wie den Literatur- und Geschichtswissenschaften entwickelte sich ab den 1980ern ein eigener Zweig, der sich den Anliegen der Dis/ability Studies verpflichtet fühlt und diese für die Untersuchung von künstlerischen und historischen Quellen fruchtbar machen will. Die sozialwissenschaftlichen Fragerichtungen hatten herausgearbeitet, dass die Erfahrung, aufgrund des eigenen Körpers oder der mentalen Verfasstheit „behindert“ zu werden, nicht selbsterklärend ist, sondern immer auch das Resultat von gesellschaftlichen Prozessen und dahinterstehenden Vorstellungswelten. Behinderung ist kein fixierter Zustand, sondern was als „behindernd“ gedacht wird, ist abhängig von unterschiedlichen historischen und sozialen Gegebenheiten. Ein Beispiel für diese historische und soziale Variabilität sind z.B. Einschränkungen im Bereich der Lese- und Lernfähigkeiten: In der Antike könnten solche für einen Menschen, der oder die versklavt war oder einem rein körperlich arbeitenden Berufsstand angehörte, unter Umständen als nicht stark einschränkend empfunden worden sein. Gleichzeitig konnten sie für einen jungen adeligen Mann, der eine Karriere in der Politik anstrebte, jedoch ein schwerwiegendes Problem darstellen, seine soziale Rolle zu erfüllen.

Mit diesem kritischen Bewusstsein untersuche ich im Rahmen der neutestamentlichen Wissenschaft, welche Menschen wann und wieso in den frühchristlichen Quellen als „behindert“ gelten und welche Merkmale und Funktionsweisen dabei als von einem „normalen, funktionierenden, gesunden Körper“ unterschieden werden. Eine Frage ist auch, welche Folgen eine von außen getroffene Festlegung als „körperlich anders“ für Menschen und ihr Leben in der Antike hatte. Es geht jedoch nicht allein darum, was in den Quellen als „behindernd“ gilt, sondern auch darum, durch die Analyse von (historischen) Wahrnehmungsprozessen von physischer, psychischer oder mentaler „Andersheit“ Auskünfte darüber zu erlangen, was das in der Antike und im frühen Christentum dominante gesellschaftliche Wertesystem sich unter einem „gesunden“, „normalen“ und „funktionierenden“ Körper vorgestellt hat. In den Dis/ability Studies geht es also auch und vor allem um „die Mehrheitsgesellschaft“ und deren körper-normierende Vorstellungen. Diese denkerische

Prämisse findet sich auch in der Schreibweise „Dis/ability“ wieder, wodurch der untersuchte Gegenstand als eine sich gegenseitig bedingende Polarität zwischen „normal“ und „anders“ sprachlich ausgedrückt wird.

… und die Dämonenbesessenen im lukanischen Schriftwerk

In meiner eigenen Arbeit im lukanischen Doppelwerk konzentriere ich mich nun auf die Frage, inwiefern die Menschen, die als von Dämonen besessen beschrieben werden, und der Exorzist Jesus mithilfe dieser Reflexionsperspektive betrachtet werden können. Dabei möchte ich herausarbeiten, mithilfe welcher darstellerischen Mittel die untersuchten Charaktere präsentiert werden. Hier stellt sich auch die Frage, inwiefern die gewählten Formen kulturellen Skripten entsprechen oder von jenen abweichen. Ein weiterer Fokus liegt auf den geschilderten Umgangsformen mit den „Besessenen“. Die im frühen Christentum überlieferten Erzählungen von Dämonenbesessenheit eignen sich vor allem deshalb sehr gut für eine Verknüpfung mit den Dis/abilty Studies, weil unter diesem „Deckmantel“ sehr viele Phänomene und deren soziale Wahrnehmung versammelt sind, die in den Texten als „different“ erfasst werden: Von Stummheit (Mk 9,17 par) zum Schreien (Mk 2,23 par), von physischen Beeinträchtigungen (Lk 11,14) zur Bettlägerigkeit (Mk 7,30), aber auch als diffamierende Zuschreibung, wie z.B. in der Beelzebul-Kontroverse (Mk 3,22 par) oder der Vorwurf von Wahnsinn und Dämonenbesessenheit an Jesus in Joh 10,20-21, reichen die Erwähnungen von Besessenheit in den neutestamentlichen Texten.

Gerade diese Offenheit und Kontingenz der Zuschreibung von „Andersheit“ ist es, die die kulturwissenschaftlich orientierten Dis/ability Studies herausarbeiten wollen und in der ich mich mit meiner Arbeit einreihen will. Damit soll ein kritisches Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass die Grenzziehungen unseres Denkens und Schreibens, aber auch der Geschichten, die in der christlichen Tradition erzählt werden, reale Einschränkungen für Menschen zur Folge haben können, die es im Sinne von Inklusion und Teilhabe zu überwinden gilt.

*Zu den Autor*innen:*
Jason Valdez, MTh, ist Assistent am Institut für Neutestamentliche Wissenschaft.
Milena Heussler, Mag.ª theol., ist Assistentin am Institut für Neutestamentliche Wissenschaft.

Junge Theologie in Europa: Neuer Wein in alte Schläuche?!

von Marcus Hütter

Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) feiert im kommenden Jahr 50 Jahre Jubiläum ihres Gründungsdokuments, der Leuenberger Konkordie. Höchste Zeit, könnte man meinen, dass junge Theolog*innen echte Möglichkeiten zur Beteiligung an der Arbeit der GEKE bekommen und ihre Stimme Gehör findet. In diesem Text geht es um Einsichten und Erwägungen zur Jungen Theologie. Zunächst werden zwei aktuelle Prozesse der GEKE beschrieben, die das Ziel der „Beteiligung junger Menschen in den Arbeitsprozessen der GEKE" verfolgen. Sodann läuft der Text auf das Plädoyer hinaus, der Jungen Theologie eine echte Chance zu geben – und das zum Vorteil beider Seiten: sowohl für die jungen Theolog*innen selbst als auch für etablierte Institutionen, wie die GEKE eine ist. Das Plädoyer basiert dabei auch auf Interviews mit jungen Theolog*innen aus Deutschland und Dänemark, aus denen Zitate im Text wiedergegeben werden.

I. Beschreibung zweier Arbeitsprozesse zur Beteiligung junger Menschen an der Arbeit der GEKE

Alle sechs Jahre findet die Vollversammlung der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa statt. Delegierte aller Mitgliedskirchen – derzeit 96 – treffen für mehrere Tage zusammen, um unter anderem die grobe Richtung für die nächsten sechs Jahre festzulegen, welche Themen in verschiedenen Arbeitsprozessen zu bearbeiten sind. Auf der Vollversammlung 2018 in Basel wurde beschlossen, dass die „Beteiligung junger Menschen an der Arbeit der GEKE" auszubauen ist. Der Rat der GEKE – das Leitungsgremium, vergleichbar mit dem Presbyterium einer Pfarrgemeinde – sollte dieses Ziel in

seinen folgenden Sitzungen konkretisieren. So wurde aus dem Kreis der Ratsmitglieder einerseits eine „Anwältin für junge Menschen“ berufen, die gemeinsam mit der Geschäftsstelle sicherstellt, dass bei „allen Arbeitsprozessen der GEKE auf die Beteilung junger Menschen“ geachtet wird. Außerdem wurde das Ziel der Beteiligung junger Menschen äußerst prominent gemacht, indem es in das Strategiepapier der GEKE „Gemeinsam Kirche sein. Ziele 2018–2024“ aufgenommen wurde, welches die konkreten Ziele für den sechsjährigen Arbeitszeitraum bis zur nächsten Vollversammlung 2024 in Hermannstadt/Sibiu in Rumänien festlegt. Unter Ziel 1, „Die evangelischen Kirchen vertiefen ihre Kirchengemeinschaft“, wurde mit der dazugehörigen Maßnahme 5 mit dem Titel „Die GEKE beteiligt in ihren Arbeitsprozessen junge Menschen“ festgelegt: „Die GEKE beruft eine Referenzgruppe junger Theologinnen und Theologen, die in regelmäßigen Konferenzen die Studienprozesse der GEKE begleitet. Sie kooperiert mit dem Centro Melantone in Rom und dem Zentrum für Evangelische Theologie Ost (ZETO) in Hermannstadt, um evangelische theologische Studien im katholischen und orthodoxen Kontext zu fördern“.

In Folge wurde eine Gruppe aus jungen Menschen gebildet, die die verschiedenen Studienprozesse kritisch begleitet. Die „Gruppe junger Theolog*innen der GEKE“ – offiziell „Young Theologians in Communion“ – besteht aus Theologiestudierenden und jungen Menschen in kirchlichen Berufen bis zu 35 Jahren, die von ihren jeweiligen Landeskirchen für diese Aufgabe bis 2024 ganz offiziell delegiert wurden. Seither treffen sich die „Young Theologians in Communion“ ca. dreimal jährlich, online und in Präsenz. Sie haben aus ihren Reihen Vertreter*innen in die verschiedenen Arbeitsprozesse delegiert, die auf Kosten der GEKE an Arbeitssitzungen und Konferenzen teilnehmen und mitarbeiten. Die dort geförderten Ergebnisse bringen diese wieder in die gesamte Gruppe ein und diskutieren diese, um mit neuen Impulsen in die nächsten Treffen entsendet zu werden.

Außerdem hatte der Rat der GEKE beschlossen, dass es zu einer Neuauflage des Forums Junger Theologie kommen sollte, welches zum ersten Mal 2018 in Zusammenarbeit mit dem EB Hessen stattfand. Der Strategie entsprechend kam das ZETO als Kooperationspartner dazu. An den digital academies (Online-Seminare) und den Präsenz-Konferenzen können Studierende bzw. junge Menschen in kirchlichen Berufen teilnehmen, sich zum jeweiligen Thema austauschen und sich vernetzen. Wiederum werden die Kosten für die Teilnehmenden übernommen.

II. Plädoyer für die Beteiligung Junger Theologie – zum Vorteil beider Seiten

Junge Theologie: Eine Frage der Gerechtigkeit

Gleich vorab: Dass man überhaupt von *Junger Theologie* spricht und ihre Beteiligung forcieren muss, ist bereits eine Problemanzeige!

Marie-Luise Großmann aus der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erklärt: „Ganz simpel gesagt sind junge Menschen Teil der Gesellschaft und eine Stimme in all der gesellschaftlichen Vielfalt, die es genauso zu hören gilt. Das geht nur, wenn sie für sich selbst sprechen – Fremdzuschreibungen von Älteren, die versuchen, sich in die Situation zu versetzen, können das nicht ersetzen!“ Junge Menschen brauchen nicht nur ihren eigenen Bereich, sie haben auch Anrecht auf Mitsprache und mit ihrer Stimme im theologischen bzw. kirchlichen Nachdenken und Handeln Gehör zu finden.

Insofern ist es kein Gnadenakt, wenn die GEKE sich entschließt, junge Menschen zu beteiligen – sondern eine Frage der Gerechtigkeit, genau gesagt der Teilhabegerechtigkeit. Nachdem ihre Beteiligung weder in GEKE noch in manch Landeskirchen bisher selbstverständlich war, muss diese nun aktiv vorangetrieben werden, indem sie offiziell beschlossen und institutionalisiert wird, um sie zu sichern und dieser Ungerechtigkeit und diesem Missstand entgegenzuwirken.

„Ja aber was ist mit …“ – Junge Theolog*innen bringen ihre Perspektiven ein

Wenn Theologie angesichts der Lebenswirklichkeit betrieben werden soll, um die Frage zu beantworten, wer Christus für uns heute ist (Dietrich Bonhoeffer), dann darf die Lebenswirklichkeit der jüngeren Generationen, dürfen ihre Erfahrungen und ihre Perspektiven nicht fehlen. Anna Kühleis aus der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern meint in diesem Sinne: „Wir sind in einer anderen Situation als die Baby-Boomer [1946-1964] und Generation X [1965–1980] aufgewachsen, in der Kirche und Zugehörigkeit nicht mehr selbstverständlich sind. Wir fragen uns heute mehr: „Um was geht es eigentlich wirklich – und wie müssen wir das Bild von Kirche heute prägen?“

„Darüber müssen wir reden!“ – Junge Theolog*innen bringen ihre Themen ein

Nicht nur andere Perspektiven, auch gewisse Themen werden in den jüngeren Generationen und bei jüngeren Theolog*inenn prominent gemacht bzw. als dringlich angesehen. Zu nennen ist z.B. das Themen Sexualität und Gendergerechtigkeit. Laura Kjærgaard Fischer aus der Dänischen Volkskirche meint diesbezüglich: „Young theologians might be more open to e.g. gender and sexual fluidity than older theologians“ („Junge Theolog*innen sind vielleicht offener z.B. gegenüber dynamischen Geschlechter- und Sexualitäts-Selbstkonzeptionen als ältere Theolog*innen“). Aber auch die Themen Digitaler Wandel – Stichwort digital natives – und Schöpfungs- bzw. Klimagerechtigkeit sind für junge Theolog*innen wichtige Themen. Anna Kühleis ist überzeugt: „Als junge Generation werden wir manchmal belächelt, auch mit unseren Themen – aber hier stehen Menschen, die Bock haben, was zu verändern – auch weil sie gecheckt haben: „So, wie unsere Großeltern gelebt haben, KÖNNEN wir einfach nicht mehr leben!

Junge Theologie ist chancen- und visionsorientiert – auch beim Thema Mitgliederschwund

Ein gutes Beispiel für eine ganz andere Perspektive junger Theologie zeigt sich bei dem Thema, als Kirche (immer mehr) zur Minderheit zu werden. Junge Theolog*innen sind wie erwähnt in einer anderen Situation aufgewachsen, in der auf das Gesamte gesehen kirchliche Bindung längst keine Selbstverständlichkeit mehr ist, sondern eher die Ausnahme im eigenen Umfeld. Junge Theolog*innen haben den werdenden Schrumpfungsprozess nicht miterleben müssen, samt aller Kränkungen und schmerzlichen Erfahrungen. Sie wissen um die Lage der Kirche, bekommen diese auch aus ihrem der Kirche gegenüber kritisch oder indifferent eingestellten Umfeld gespiegelt. Überspitzt gesagt leiden junge Theolog*innen daher weniger an Verlustängsten – weder haben Sie „bessere“ kirchliche Zeiten erlebt noch kann und soll alles so bleiben, wie es ist.

Laura Kjærgaard Fischer, die wohlgemerkt aus der Dänischen Volkskirche und damit mit Abstand größten Kirche Dänemarks stammt, sagt dazu: „So why is it important for young theologians to express a theology? To take our time seriously in the light of the Gospel and not dream of the ‚old and better times‘?“ (Aus welchem Grund ist es also wichtig, dass junge Theolog*innen

Theologie betreiben? Um unsere Zeit ernst zu nehmen im Lichte des Evangeliums und nicht etwa den Traum von den „alten und besseren Zeiten“ zu träumen). Anna Kühleis meint dazu: „Das sind Transformationen, die stattfinden – das ist auch eine Chance, die uns aus unserer *comfort zone* herausholt. Wir verzweifeln vielleicht weniger und bleiben nicht in Verlustängsten stecken.“

„Ja aber … wieso, warum und wozu?“ – Junge Theolog*innen stellen Fragen und kritische Anfragen

Bei der Beteiligung junger Theolog*innen in Arbeitsprozessen der GEKE wird immer wieder klar sichtbar, dass diese nicht nur eigene Perspektiven und Themen einbringen, sondern auch berechtigte Fragen und Anfragen stellen, die Schwach- oder Leerstellen aufweisen. Manchmal sind gerade die vermeintlich „dummen Fragen“ gewinnbringend. Nachdem sie nicht schon immer oder lange Zeit mit gewissen Themen beschäftigt sind und schlicht nachfragen, werden hierbei das ein oder andere Mal unhinterfragte Selbstverständlichkeiten erkennbar, die vielleicht gar nicht mehr sinnvoll sind.

Der Jungen Theologie eine echte Chance geben

Wie der Titel andeutet, ist es wichtig, dass jungen Theolog*innen mit ihren (An-)Fragen, Perspektiven und Themen von den Akteur*innen in etablierten Institutionen eine echte Chance gegeben wird. Anna Kühleis hierzu: „Junge Theologie muss natürlich auch auf offene Ohren stoßen. Sonst bleibt nur Frust, es darf keine Alibi-Beteiligung sein“. Junge Menschen müssen das Gefühl haben, gehört zu werden mit ihren Anliegen, ihren Perspektiven.

Wenn das funktioniert, wird es zum Gewinn für beide Seiten, wie Pia Dieling aus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck berichtet: „Ich habe bisher erlebt, dass ich von allen Beteiligten ernst genommen werde, von allen Vortragenden, von allen Verantwortlichen, von allen Vertreter*innen. Es ist schön, wertgeschätzt zu werden, gehört und gesehen zu werden. Das macht auch etwas mit meiner Theologie, von Etablierten wertgeschätzt- und ernst genommen zu werden. Darin sehe ich einen großen Punkt für uns junge Theolog*innen, dass wenn ich meine Fragen und Themen aufbringe, auch wieder neue Fragen an mich kommen. Das heißt, es ist nicht nur so, dass wir Input liefern, sondern wir erhalten auch wieder Input. Das ist keine Einbahnstraße, sondern ein Kreislaufprozess.“

„Die Jugend ist unsere Zukunft“ – Beteiligung junger Menschen als Überlebensfrage in Zeiten der Krise der Institutionen

Jungen Theolog*innen eine echte Chance zu geben, indem man sie wirklich beteiligt und ihnen so auch echte Verantwortung überträgt, ist zudem noch aus einem ganz anderen Grund wichtig: Durch Beteiligung und Verantwortungsübertragung entsteht Bindung, ein Zugehörigkeitsgefühl, kommt es zur Identifikation. In den Gruppen der Young Theologians und auch der Teilnehmenden an den Foren Junge Theologie befinden sich potenziell zukünftige Kirchenleitende, Universitätsprofessor*innen und auch künftige bzw. jüngere Pfarrer*innen. All diese wird die GEKE für die Arbeitsprozesse der künftigen Jahre und Jahrzehnte, für die Gremien wie den Rat und die Vollversammlung, für Leitungspositionen usw. brauchen.

In Zeiten, in denen etablierte Institutionen wie Kirche oder Parteien an Mitgliedern verlieren, ist aktive und ernstgemeinte Beteiligung junger Menschen – ihnen tatsächlich Raum einzuräumen innerhalb der Institution – ein probates Mittel, um diese auch längerfristig für die Institution zu gewinnen. Wie man an der Wahl der damals 25-jährigen Studentin Anna-Nicole Heinrich in das Amt der Präses (Vorsitzende) der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) sieht, kann die echte Beteiligung junger Theolog*innen ein Signal sein – und das nicht nur für jüngere Generationen.

Junge Theolog*innen als Sprachrohr und Multiplikator*innen

Schließlich werden junge Theolog*innen durch ihre Beteiligung zum Sprachrohr und zu Multiplikator*innen der Arbeit und der Institutionen selbst. Sie sind auskunftsfähig in ihrem persönlichen und weiteren sozialen Umfeld. Diesbezüglich hält Pia Dieling fest – und bemerkenswerter- wie bezeichnenderweise erachtet sie dies als Vorteil für junge Theolog*innen: „Was für die jungen Theolog*innen interessant ist, ist überhaupt von der Arbeit der GEKE zu erfahren und diese in einer Art Brückenfunktion in die eigenen Kontexte zu überführen. Ich erlebe das schon, dass die Leuenberger Konkordie oder GEKE anderen ein Begriff ist, aber dass dann auch oft die Frage aufkommt: Was macht die GEKE eigentlich? Und da merke ich, dass ich Auskunft geben kann. Ich übernehme diese Funktion gerne – gerade, wenn gar nicht so bewusst ist, dass es auch eine innerevangelische Ökumene gibt, zwischen den evangelischen Kirchen in Europa.“

Besonders wenn man bedenkt, dass jüngere Menschen wohl einen unmittelbareren Zugang haben zur jüngeren Generation, die wie festgestellt immer mehr als kirchenfern bzw. kritisch oder indifferent zu beschreiben ist, spricht auch dieser Grund dafür, der Jungen Theologie und damit jungen Theolog*innen – nicht nur in der GEKE – eine echte Chance zu geben.

Zum Autor:
Mag. Marcus Hütter, geb. 1988, ist evangelischer Theologe. Seit September 2021 ist er Pfarramtskandidat bei der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE). Ab September 2022 ist er Pfarrer der Pfarrgemeinde A.u.H.B. Graz-Heilandskirche mit dem Schwerpunkt Tochtergemeinde Liebenau.

Schlaglichter zur militärethischen Entwicklung

von Karl-Reinhart Trauner

1.

Das „klassische“ militärethische Modell ist die Bellum-Iustum-Lehre, missverständlich übersetzt mit „Lehre vom gerechten Krieg“. Sie stammt aus der (römischen) antiken, nichtchristlichen Philosophie. Sie bezieht sich heute in erster Linie auf das, was nach Artikel 2 der Genfer Konvention als „erklärter Krieg … oder jeder andere bewaffnete Konflikt …, der zwischen zwei oder mehreren … (Staaten) entsteht, und zwar auch dann, wenn der Kriegszustand von einer dieser Parteien nicht anerkannt wird“.

2.

Das Christentum hat zwar den letzten (eschatologisch-endzeitlichen) vollkommenen Frieden bei Gott (in Gottes Reich) im Blick und als Orientierung, erkennt sich selber aber im (bislang unvollendeten) Vorletzten (u.a. Bonhoeffer). Die Aufgabe des Christen (der Kirchen, der Menschen) ist es demgemäß, im hoffnungsvollen Blick auf das Letzte im Vorletzten zerstörerische Gewalt, Krieg … nach Möglichkeit zu verhindern und, falls dies nicht erreichbar ist, einzuschränken (einzuhegen).

Der Gewaltbegriff ist im Deutschen schillernd. Einfacher ist es im Englischen. Hier wird unterschieden zwischen (a) power (Macht allgemein); (b) force (durchsetzungsfähige, auch bewaffnete Macht); (c) authority (legitime [staatlich-politische] Autorität). Nur in der vierten Bedeutung ist „Gewalt“ grundsätzlich ethisch abzulehnen; bei (d) violence. Darunter versteht man verletzende, zerstörerische, lebensbedrohliche und von ihrem Charakter her zur Eskalation neigende Formen gewalttätigen Handelns.

3.

Der (gläubige) Soldat ist (wie jeder Mensch) in der Spannung zwischen Letztem und gegenwärtigem Vorletzten, er steht in der Spannung zwischen der Hoffnung auf Gottes Gerechtigkeit und seinem belasteten Leben (er ist *simul iustus et peccator,* wie es dann in der Sprache der lutherischen Theologie hieß).

4.

Angesichts all dessen lag es nahe, die Bellum-Iustum-Lehre zu „taufen" und im Rahmen der christlichen Theologie weiterzuentwickeln.

5.

Im Mittelalter bildeten sich die noch heute bestehenden (im Detail leicht variierenden) Kriterien eines bellum iustum aus. Man unterscheidet dabei das *Recht zum Krieg* (ius ad bellum: Wer darf aus welchen Gründen wozu Krieg führen?) und das *Recht im Krieg* (ius in bello: Welche Art der Kriegführung ist legitim?).

Recht zum Krieg:
- legitime Autorität (legitima auctoritas/potestas)
- Vorliegen eines zulässigen Kriegsgrundes (causa iusta) – damit ist jeder Angriffskrieg ungerechtfertigt, ein Verteidigungskrieg hingegen gerechtfertigt
- gerechte Absicht der Kriegführenden (recta intentio)
- letztes Mittel zur Wiederherstellung des Rechts (ultima ratio)
- Aussicht auf Frieden mit dem Kriegsgegner (iustus finis)

Recht im Krieg:
- Verhältnismäßigkeit (proportionalitas) der angewandten militärischen Mittel
- Unterscheidung von Soldaten und Zivilisten (Diskriminierungsgebot) und Schutz der Letzteren während der Kampfhandlungen (Immunitätsprinzip)

6.

Vor nicht ganz 200 Jahren erkannte der bis heute prägende preußische Offizier und Militärtheoretiker Carl von Clausewitz im Krieg ein Mittel der Politik („Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln"), er unterwarf damit aber auch den Einsatz militärischer Gewalt dem Primat der Politik.

7.

Als ein internationales Recht („Kriegsvölkerrecht“) um 1900 unter europäischem Einfluss zu entstehen begann, griff man auf das vorhandene Modell der Bellum-Iustum-Lehre zurück, säkularisierte sie doch bewusst (was leicht ging, war sie doch als philosophische Lehre entstanden).

8.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war man sich christlicherseits einig: „Krieg soll nach Gottes Wille nicht sein“. (Ökumenischer Rat der Kirchen 1948)

9.

Vollends angesichts des Kalten Krieges und der damit verbundenen atomaren Bedrohung wurde Kritik an der herrschenden Militärethik, v.a. der Bellum-Iustum-Lehre, laut. Hauptpunkte waren und sind:

- Die Bellum-Iustum-Lehre dient letztlich zur Rechtfertigung eines Krieges, wenn auch nur unter strengen Kriterien.
- Die Bellum-Iustum-Lehre kennt nur das Recht zum und im Krieg, die Situation nach dem Krieg (ius post bellum) wird nicht erfasst.
- Angesichts der atomaren Bedrohung kann Krieg nur „Un-Politik“ sein (so der österreichisch-deutsche Philosoph Heimo Hofmeister).
- Der Vorrang der Politik muss beim Zivilen, nicht beim Militärischen liegen; es besteht ein unbedingter Vorrang des Zivilen.
- Friede ist mehr als die Abwesenheit von Krieg. Notwendig ist ein breiter Zugang (comprehensive approach), in dessen Rahmen auch der (eingeschränkte) Einsatz militärischer Kräfte notwendig sein kann.
- Manche Kriterien des Bellum-Iustum-Lehre sind nur mehr schwer nachzuvollziehen: Was bedeutet ultima ratio?

10.

Der Kalte Krieg bedeutete jedoch – zumindest in Europa – ein Einfrieren der Konfliktpotentiale, Krieg war eben „Un-Politik“.

11.

Der Zerfall der bipolaren Weltordnung um 1989/90 machte den Krieg

wieder zu einem Mittel der Politik; der Berliner Historiker Herfried Münkler beschrieb in einem weitverbreiteten Buch die „Neuen Kriege“, die ihrem Wesen nach den alten Kriegen ähnlich sind. Kriege müssen dabei ebenso wie Politik Ergebnisse rationaler Entscheidungsprozesse sein. Eine klare Unterscheidung zwischen Kombattanten und Non-Kombattanten ist nicht immer möglich.

12.

Was hat von der Militärethik Bestand?

- Der Weisheit letzter Schluss (ultima ratio) kann nur ein gerechter (!) Friede, niemals der Krieg sein.
- Zur Erreichung eines solchen gerechten Friedens gibt es mehrere Mittel, zumeist in einem comprehensive approach; eines der möglichen ist der Einsatz des Militärs, im Extremfall der Krieg.
- Friede ist keine politische Entscheidung, sondern muss gesamtgesellschaftlich gelebt werden.
- Die Menschenrechte müssen unangetastet bleiben, ggf. verteidigt bzw. wiederhergestellt werden.
- Der Mensch (auch der Soldat) ist und bleibt *simul iustus et peccator*.

Verweis:
Grundlinien einer Friedensethik Eine österreichische evangelische Positionierung (Wien 2018), im Netz verfügbar unter: https://evang.at/wp-content/uploads/2018/10/181023_militaersuperintendentur_friedensethik.pdf

Zum Autor:
Karl-Reinhart Trauner, Dr. theol., Dr. phil., Privatdozent für Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien, hauptberuflich Militärsuperintendent; Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes in Österreich und der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich

Jetzt bestellen: Das neue *focus*-Heft der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE):

„Beziehungsreichtum: Die Diaspora der Kirche als gemeinsame Aufgabe“

Die Evangelische Kirche ist eine Minderheitskirche – und das nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa. Von ca. 500 Millionen Einwohner*innen gehören gut 40 Millionen einer protestantischen Kirche an. Von diesen leben ca. 21 Millionen allein in Deutschland – und auch hier werden die Mitglieder weniger. Wegen dieser Situation hat die GEKE einen Studienprozess gestartet, der 2018 zur Veröffentlichung des Buches „Theologie der Diaspora“ geführt hat.

Nun erscheint das neue *focus*-Heft mit dem Titel „Beziehungsreichtum: Die Diaspora der Kirche als gemeinsame Aufgabe“. Prägnant nimmt es die Haupterkenntnisse des Studienprozesses auf und entwickelt sie weiter – in Wort und Bild. Die Frage lautet: Wie ist es möglich, kreativ und erfüllend evangelische Kirche zu sein, nicht trotz – sondern auch gerade in der Minderheitssituation? Das *focus*-Heft wendet sich speziell an Gemeinden, Pfarrer*innen, Personen in kirchenleitenden Funktionen und an ökumenisch aufgeschlossene und interessierte Menschen. Es soll ein Angebot zur Selbstreflexion und ein Impulsgeber sein, um einen produktiven und kreativen Umgang mit den Herausforderungen als Minderheitskirche zu ermöglichen.

Das *focus*-Heft besteht aus drei Teilen:

- Eine kurze Hinführung zeigt die allgemeine Situation in Europa und weist die Gefahren eines resignierenden, negativen Selbstverständnisses als Minderheitskirche auf.

- Im zweiten Teil wird der chancen- und visionsorientierte Ansatz eines positiven Diaspora-Selbstverständnisses entwickelt. Entscheidend dafür ist das Verständnis des Diaspora-Begriffs selbst. Als „Einstreuung" verstanden hat er bildlich-wegweisende Aussagekraft, die sowohl zur Verbundenheit unter den Kirchen und zur Welt beiträgt als auch den Sinn und die Aufgabe der Kirche in der Welt beschreibt.

- Im dritten Teil werden Fallbeispiele aus Kirchen in Europa beschrieben – darunter auch aus Österreich – um den Erfahrungs- und Ideenaustausch unter den Kirchen zu fördern. Hier zeigt sich, wie mit einem Selbstverständnis als Diaspora die Zukunft als Minderheitskirche erfüllend gestaltet werden kann.

Das *focus*-Heft ist zum Druckkostenanteil bestellbar unter:
geke@leuenberg.eu.; ISSN 1997-0978; www.leuenberg.eu

Nachrichten

EIN ABEND IM ZEICHEN DER BILDUNG FÜR SCHEIDENDEN OBERKIRCHENRAT

Keine Laudationes, sondern Gedanken zur religiösen Bildung hatte sich der scheidende Oberkirchenrat Karl Schiefermair für den Abend gewünscht, der den baldigen Ruhestand „festlich begleiten" wollte. Bischof Michael Chalupka und Oberkirchenrätin Ingrid Bachler hatten dazu zahlreiche Wegbegleiterinnen und -begleiter am 22. Juni in die Evangelische Schule am Karlsplatz in Wien eingeladen. Schiefermair, der Ende August in den Ruhestand tritt, verantwortet als geistlicher Oberkirchenrat seit seiner Wahl im Oktober 2007 in der evangelischen Kirchenleitung vor allem die Bereiche Bildung, Religionsunterricht und Diakonie. Dass an dem Abend VertreterInnen von 25 verschiedenen Institutionen teilnahmen, zeige, dass Karl Schiefermair „neue Räume eröffnet und bestehende erweitert" habe, sagte die Referentin für Schul- und Bildungsfragen im Oberkirchenrat, Anne-Kathrin Wenk.

„Meine Aufgabe war oft, diese unterschiedlichen Räume zu verbinden", blickte Karl Schiefermair in seinen Dankesworten zurück. In seiner gesamten beruflichen Tätigkeit sei es immer darum gegangen, „die Botschaft des Evangeliums und der Reformation situationsgerecht und alltagsrelevant immer neu zu buchstabieren". Dazu sei der Religionsunterricht „eine super Schule". Seinen Wegbegleiterinnen und Wegbegleitern riet der scheidende Oberkirchenrat, sich nicht so sehr von „den kurzfristigen Agenden des Posteingangs" bestimmen zu lassen, denn im „rasant beschleunigten Alltag bleibt für die wirklich wichtigen Fragen zu wenig Zeit".

NÖ: HÖCHSTE LANDES-AUSZEICHNUNG FÜR BISCHOF SCHWARZ

Der römisch-katholische Bischof der Diözese St. Pölten, Alois Schwarz, ist am 23. Juni mit dem Goldenen Komturkreuz mit Stern geehrt worden. Überreicht wurde die höchste Auszeichnung des Bundeslandes durch Landeshauptfrau Johanna Mikl-Leitner bei einem Mittagessen anlässlich des 70. Geburtstages des Bischofs im Landhaus, an dem zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter der Landesregierung, der Kirchen und der Medien teilgenommen haben.

Mikl-Leitner unterstrich das gute Miteinander zwischen den Kirchen und dem Land, beide stünden oftmals vor denselben Herausforderungen. Diesen gelte es sich im „gelebten Miteinander" zu stellen, denn es brauche „Hilfe für Leib und Seele". Aufgabe der Kirche sei es, so die Landeshauptfrau, Orientierung und Halt zu geben, Werte zu vermitteln und vorzuleben, „damit ein friedliches Zusammenleben im Land möglich ist".

Die Glückwünsche der Evangelischen Kirche überbrachte Superintendent Lars Müller-Marienburg gemeinsam mit Bischof Michael Chalupka. Müller-Marienburg dankte dabei für das gute ökumenische Miteinander. In seinen Reden und Predigten repräsentiere Schwarz das „Mit-Euch" des Bischofs, wie es der Kirchenlehrer Augustinus formuliert habe. „Als Bischof bist du mit den Menschen", sagte der Superintendent. Dadurch komme ihm selber mitunter stärker der Part zu, über das zu reden, was Augustinus „Gefahr" nennt und so manchmal auch kritische oder unpopuläre Gedanken zu äußern.

KRITIK AN PRAXIS DER „GLAUBENSPRÜFUNGEN" IM ASYLVERFAHREN

Die Praxis der so genannten „Glaubensprüfungen" von Asylwerbern, die zum Christentum konvertiert sind, hat Syndodenpräsident Peter Krömer heftig kritisiert. Krömer äußerte sich im Rahmen einer Tagung, die am 11. Juni am Juridicum in Wien stattfand. Unter dem Titel „Den Glauben glaubhaft machen. Religiöse Konversion im Asylverfahren" beleuchtete die Tagung u.a. Fragen des Glaubensbekenntnisses im Asylverfahren und rechtliche Grundsatzfragen etwa zu Glaubwürdigkeitsprüfungen eines religiösen Bekenntnisses durch staatliche Behörden oder Richter.

So komme es öfter vor, dass im Verwaltungsverfahren vor dem Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl, aber auch im Beschwerdeverfahren vor dem Bundesverwaltungsgericht evangelische Asylwerber Fragen gestellt bekommen, die eigentlich nur die Römisch-katholische Kirche betreffen (zum Beispiel betreffend Marienfeiertage), berichtete Krömer. Fragestellungen erfolgten mit der Terminologie der Römisch-katholischen Kirche („Messe", „heilige Kommunion"), viele Fragen könnten darüber hinaus „nur Theologiestudierende bei akademischen Abschlussprüfungen" beantworten, so der Synodenpräsident, der als Rechtsanwalt in St. Pölten tätig ist.

Krömer verwies auf Fälle, in denen evangelische Asylwerber Fragen zum evangelischen Glauben richtig beantworteten, das allerdings dann im Verfahren als falsch bewertet wurde, wobei diesbezüglich auf die katholische Lehre hingewiesen wurde. Außerdem seien, so Krömer, in vielen Fällen laut der vom Verwaltungsgerichtshof vorgegebenen Richtlinie bei Fragen des Glaubens auch das Bildungsniveau und etwa traumatische Ereignisse bei der Flucht zu berücksichtigen.

„TOLERANZBERG" ALS ORT DES GEMEINSAMEN GEDENKENS

Mit einem ökumenischen Gottesdienst wurde am 10. Juni in Filzmoos in Salzburg der „Toleranzberg" eröffnet, ein Wanderweg zum Innehalten, Nachdenken und Erholen. Errichtet wurde dieser Weg, um an die Vertreibung der Filzmooser Protestanten in den Jahren 1731 und 1732 zu erinnern und den Toleranzgedanken in den Vordergrund zu rücken. Mit diesem Projekt soll der Respekt gegenüber unterschiedlichen Meinungen und Weltanschauungen sowie die vorurteilsfreie Begegnung von Menschen mit

unterschiedlichen religiösen Überzeugungen gefördert werden.

„Gemeinsam gedenken können, ohne Anklage, ohne Groll, ohne weitere Verletzung, das haben wir der Gnade Gottes zu verdanken, die diesen Weg der Versöhnung eröffnet und vorgezeichnet hat. Und wir haben es Menschen zu verdanken, die sich in Salzburg für Versöhnung zwischen den Konfessionen eingesetzt haben", betonte Superintendent Olivier Dantine in seiner Predigt zum ökumenischen Gottesdienst, den er gemeinsam mit dem emeritierten Erzbischof Alois Kothgasser feierte. „Die Kirchen in ihrer ökumenischen Zusammenarbeit leben der Gesellschaft den Umgang mit Diversität vor. Sie leben der Gesellschaft vor, wie man mit Differenzen und unterschiedlichen Anschauungen umgehen kann", so Dantine.

„FORUM JUNGE THEOLOGIE" IN WIEN

20 junge Erwachsene aus zwölf verschiedenen Ländern haben sich vom 11. bis 14. Mai beim „Forum Junge Theologie" in Wien mit dem Thema „Protestantismus zwischen Nationalismus und Kosmopolitismus" auseinandergesetzt.

Bei der Tagung, zu der die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) eingeladen hatte, hoben die Theologinnen und Theologen sowie Theologiestudierenden die starke Verwurzelung der verschiedenen Kirchen Europas im jeweiligen Land hervor. Die Tagung diente auch der praktischen Vorbereitung, so formulierten die Teilnehmenden Gebete und Predigtanstöße für den gottesdienstlichen Gebrauch, konzipierten eine Doppelstunde für den Religionsunterricht oder schrieben einen Kanon zum Thema „Protestantismus zwischen Nationalismus und Kosmopolitismus".

„Dieses Forum bietet fruchtvolle Begegnungen und ist eine wertvolle Plattform zur Vernetzung junger Theologinnen und Theologen in Europa, die die Zukunft der Kirchen in ihren jeweiligen Ländern mitgestalten werden", ist Marcus Hütter überzeugt. Als Pfarramtskandidat bei der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa hat er die Tagung geleitet.

SYNODE ERMÖGLICHT BETEILIGUNG JÜNGERER MENSCHEN IN LEITUNGSGREMIEN

Die Generalsynode der Evangelischen Kirche A.u.H.B. hat bei ihrer Sitzung, die am 25. Juni in St. Pölten zu Ende gegangen ist, die Weichen dafür gestellt, dass künftig jüngere Menschen in leitende Gremien auf unterschiedlichen Ebenen gewählt werden können. Während bisher etwa für die Wahl in das Presbyterium, das Leitungsgremium einer Pfarrgemeinde, ein Mindestalter von 24 Jahren vorgesehen war, können nun Personen ab 18 Jahren gewählt werden. Aufgrund des stufenartigen Aufbaus in der Evangelischen Kirche wird so die Teilnahme jüngerer Menschen an Entscheidungsprozessen auch in diözesanen Leitungsorganen bis hin zur Synode, dem gesamtösterreichischen „Kirchenparlament", möglich.